

Besprechungen

Carls, Rainer, *Idee und Menge*. Der Aufbau einer kategorialen Ontologie als Folge aus den Paradoxien des Begriffsrealismus in der griechischen Philosophie und in der modernen mathematischen Grundlagenforschung (PPhF 11). Gr. 8^o (VIII u. 441 S.) München 1974, Berchmans Verlag.

Auch flüchtigen Beobachtern neuerer philosophischer Publikationen dürfte nur schwerlich entgehen, daß immer häufiger Problemstellungen der traditionellen Philosophie, vor allem im Umkreis der Ontologie, eine Reformulierung bzw. Reinterpretation aus der Sicht und mit den Darstellungsmitteln der analytischen Philosophie erfahren. Weniger oft zeichnen sich solche Arbeiten indes durch eine Kenntnis der traditionellen Positionen aus, die die Ebene der globalen Verweise und der sporadisch eingestreuten Zitate überschreitet. – In dieser Situation dürfte „Idee und Menge“ ganz besondere Aufmerksamkeit für sich beanspruchen können. Der Autor entfaltet nämlich im kritischen Vergleich der platonischen und aristotelischen Denkgenese einerseits und der Entwicklung der logisch-mathematischen Grundlagenforschung in den Jahren 1880–1910 andererseits ein beachtenswertes logisch-ontologisches Grundlagenprogramm. – Eine knappe Darstellung des Untersuchungsganges (1.) und einige wenige kritische Überlegungen und Anfragen (2.) mögen – in freilich unzureichender Weise – die detaillierte Erörterung ersetzen, die das Werk ohne allen Zweifel verdiente.

1. Auf einer sehr abstrakten Ebene läßt sich das von C. intendierte Untersuchungsergebnis in zwei zentralen Thesen zusammenfassen: (i) in *historischer Hinsicht* ist zu zeigen, „daß sich die Entwicklung philosophischer Auffassungen vom frühen Platon bis zum späten Aristoteles noch einmal in den Jahren von 1880 bis 1910 in ganz entsprechenden Schritten wiederholt, ohne daß man sich dieser Parallelität bewußt war“ (2); (ii) in *sachlich-systematischer Hinsicht* geht es um den Aufweis, daß die von Aristoteles konzipierte Kategorienlehre und entsprechend die von Russell entworfene Typentheorie in modifizierter Form (als ein gangbarer Weg) zur Behebung jener Schwierigkeiten taugen, die sich „aus den Paradoxien des Begriffsrealismus in der griechischen Philosophie und in der modernen mathematischen Grundlagenforschung“ (Untertitel) ergeben.

Von den insgesamt fünf Teilen der Arbeit widmen sich die drei ersten der Darstellung des extremen Begriffsrealismus, insbesondere den mit dieser Auffassung verbundenen Antinomien. Die beiden abschließenden Teile dienen der Darstellung jener logisch-ontologischen Theorie, die die widersprüchlichen Gebilde eliminiert, ohne schwerwiegende Restriktionen der Diskursmöglichkeiten in Kauf zu nehmen. – Jeder einzelne Teil gliedert sich in drei Kapitel. „Von diesen enthält das erste jeweils eine ideengeschichtliche Darstellung des Problems in seiner klassischen griechischen Gestalt, das zweite die entsprechende Darstellung des gleichen Fragenkreises in der modernen Wissenschaft. Im dritten Kapitel versuchen wir dann jeweils einen Vergleich zwischen den klassischen und den modernen Auffassungen und Theorien durchzuführen“ (2).

Dem ersten Teil (4–72) ist es um den Aufweis der Verwandtschaft von Idee und Menge zu tun. Unter Zugrundelegung der *genetischen* Platoninterpretation wird zunächst auf Entwicklung, Ort und nähere Gestalt der Ideenlehre eingegangen. Diese gewinnt in der dritten Schaffensperiode Platons ihre Vollform, um in der letzten Arbeitsphase kritischer Betrachtung unterzogen zu werden. Wie immer nun der Bezug von sinnlichen Einzeldingen und Ideen ausgedeutet wird, entscheidend ist, daß „Platon seine Ideen (...) nicht nur als subjektive Begriffsschemata, sondern als einheitliche und objektive Entitäten aufgefaßt hat“ (20). – Eben solche einheitliche und objektive Entitäten stellen nun auch die Mengen/Klassen/Begriffsumfänge dar, die bei Cantor, Russell und Frege eine so entscheidende Rolle spielen. Die Annahme so beschaffener Entitäten entspringt – bei aller Verschiedenheit im

Detail – sowohl bei Platon wie auch bei den Vertretern der mathematischen Grundlagenforschung aus demselben Grundproblem: „Es handelt sich dabei, erkenntnistheoretisch gesehen, um die Frage nach der Gültigkeit der Allgemeinbegriffe für die Erkenntnis der Wirklichkeit, ontologisch betrachtet, um die Frage nach der Existenzweise dieser Allgemeinbegriffe bzw. ihres Fundamentes. Dieses Universalienproblem läßt sich . . . so formulieren: Gibt es zwei Dinge, z. B. zwei Menschen, dann sind diese gleich, da sie Menschen sind, und verschieden, da sie zwei sind. Es fragt sich also, wie sich Gleichheit und Verschiedenheit in diesen Fällen zueinander verhalten“ (52). Die genannten Denker beantworteten diese Frage in einer realistischen Weise, die auch in den Modifikationen noch insofern übereinstimmt, als – erstens – der objektive Grund „für die begriffliche Gleichheit mehrerer Dinge als eine selbständige, unabhängige und von den Einzeldingen abgesonderte Entität“ (53) angesehen wird, als – zweitens – „für *alle* sprachlichen oder begrifflichen Gleichheiten die Existenz eines entsprechenden objektiven Fundaments“ (ebd.) gefordert wird. – Dem subtilen Vergleich der griechischen und der modernen Konzeption und der normalsprachlichen Formulierung der im Realismus vollzogenen Voraussetzungen fügt C. zwei gleichwertige Formalisierungen der realistischen Prinzipien an.

Der Skizzierung des Begriffsrealismus folgt mit Teil II und III (73–193) die Herausarbeitung der mit dieser Position aufgeworfenen Schwierigkeiten. Außerlich-schematisch betrachtet, behandelt Teil II jene Paradoxien, die sich durch den Gang von den Einzeldingen zu den abstrakten Entitäten ergeben, während Teil III jene Antinomien erörtert, die entstehen, „wenn man solche abstrakten Einheiten voraussetzt und von ihnen zu den konkreten Einzeldingen übergehen will“ (122). – Trotz aller Unterschiede bezüglich Ausgangspunkt, Reflexionsniveau und Darstellungsinstrumentarium läßt sich zeigen, daß sowohl die platonische Tritos-anthropos-Überlegung wie auch Russells Antinomie „sowohl in ihren Voraussetzungen wie auch in ihrem strukturellen Aufbau übereinstimmen“ (113). Die antinomischen Gebilde entstehen durch die Hintereinanderschaltung von drei Schritten: (i) zunächst wird zu jedem beliebigen Prädikat eine abstrakte Entität postuliert; (ii) sodann wird die postulierte Entität einschränkungslos zum logischen Subjekt von Aussagen erhoben, für die u. a. das Tertium non datur gilt; (iii) zuletzt sagt man das Ausgangsprädikat von der aus ihm gewonnenen abstrakten Entität aus und appliziert auf diese Aussage das Tertium non datur (vgl. 117–120). – Eine ähnliche strukturelle Verwandtschaft liegt nun vor zwischen der Antinomie Cantors und jener Schwierigkeit, die Aristoteles zur Ablehnung einer allumfassenden Gattung veranlaßte. – Vorausgesetzt, die Differenz partizipiert nicht an der Gattung (Topik Δ 2, 122b 18–24), angenommen ferner, die Allklasse wird als Gattung aufgefaßt, so liegt ein Gebilde vor, das als umfassendste *Gattung* nach Annahme 1 eine Differenz außer sich hat, das als *umfassendste* Gattung eben eine solche aber nicht aufweisen darf. Aristoteles zog daraus die Konsequenz, daß „die allumfassenden Entitäten, . . . , nicht den Charakter gewöhnlicher Gattungen haben konnten“ (180). Cantors Antinomie nun entspringt aus der Annahme einer Allklasse und der Einsicht, daß es zu jeder Klasse mehr Teilklassen als Elemente gibt (Cantors Theorem): die Annahme eines Gebildes mit der größten Anzahl von Elementen kollidiert damit, daß „es keine Klasse geben kann, welche die größte Anzahl Elemente besitzt. Denn man könnte zu dieser Klasse sofort eine neue Klasse bilden, nämlich die Klasse aller Teilklassen zu dieser Klasse, und diese hätte eine größere Anzahl von Elementen“ (188). – Da sich beide Arten von Schwierigkeiten allein aus der Annahme der für den Begriffsrealismus konstitutiven Prinzipien der Komprehension bzw. der Konversion und der elementaren Logik ergeben, da letztere aber nun ungenügend korrigiert wird, setzten die Modifikationsversuche meist bei den erstgenannten Prinzipien an. – Sowohl in der griechischen Philosophie wie auch in der Grundlagenforschung sah man sich nun vor die Aufgabe gestellt, unter Beibehaltung realistischer Intentionen ein Konzept vorzulegen, das die Paradoxien zu beheben in der Lage ist (197–416). – Die aristotelische Antwort auf die Herausforderung der Paradoxien bestand in der Entwicklung der Kategorienlehre, Russell legte – nach vielen vergeblichen Versuchen – die Typentheorie vor. In beiden Lehren ist „trotz aller Verschiedenheiten ein gemeinsamer Kern zu finden“ (198), insofern „sowohl Aristoteles wie auch Russell in der Aufteilung der Wirklichkeit in unvermischbare Kategorienbereiche

oder Typen eine Lösung für jene Probleme sahen, die sich aus dem extremen Begriffsrealismus ergaben“ (306). – Im sicheren Gang sowohl durch das Labyrinth aristotelischer Texte wie auch durch das Metalabyrinth der Interpretationstendenzen zeigt C., daß die logisch-ontologisch aufzufassenden, untereinander irreduziblen, aber hierarchisierten Kategorien einerseits als „Spitzen der Prädikationspyramiden“ (210) zu begreifen sind, andererseits aber „eine Klassifizierung der Dinge und Gegebenheiten in der Wirklichkeit“ (214) leisten. – Ebenso nun, wie die „Aufgliederung der Wirklichkeit in grundverschiedene Sphären . . . nach Aristoteles die letzte und irreduzible Grundstruktur der objektiven Welt“ darstellt (238), hierarchisiert auch die Typentheorie – sofern man eine bloß syntaktische Sichtweise überschreitet – die verschiedenen Bereiche der Gesamtwirklichkeit. Antinomien werden vor allem dadurch vermieden, daß das (in unterordnender Prädikation) Ausgesagte stets vom nächsthöheren Typ sein muß als der logische Gegenstand der Aussage; autoreflexive Aussagegebilde sind sonach ausgeschlossen.

Die intuitiv leicht eingehende Idee der Zerlegung der Gesamtwirklichkeit in Kategorien- bzw. Typenbereiche erweist sich indes aus drei Gründen noch als unzureichend: zum ersten sind bereichsübergreifende und dennoch sinnvolle Ausdrücke angebar, z. B. „Seiendes“, „Eines“, „Klasse“, „Typ“, „=“, etc.; zum zweiten gelten z. B. mit dem Tertium non datur oder dem Nichtwiderspruchsprinzip bereichsübergreifende Gesetze; zum dritten muß ein „Ort“ angegeben und als sinnvoll ausgezeichnet werden, an dem, was unvermeidlich, über Kategorien und Typen gesprochen werden kann, ohne daß man sich bereits im Kategorien- bzw. Typenrahmen bewegt. – Zur Überwindung dieser Unzulänglichkeiten konzipierte Aristoteles seine Lehre vom analogen Wortgebrauch. Ausdrücke wie „Seiendes“ und „Eines“ können „nach Aristoteles . . . in allen Kategorialbereichen sinnvoll verwendet werden“ (319). Sie werden auf vielfache Weise ausgesagt, so zwar, daß sie sich „auf eine grundlegende Bedeutung beziehen und überhaupt erst von dieser her verständlich“ sind (327). Dabei fungieren die ersten Substanzen als bedeutungsverleihender Bezugspunkt. – Russell reagierte auf die angedeuteten Schwierigkeiten, indem er – wiederum in erstaunlicher Parallelität zu Aristoteles – seine Lehre von der systematischen Mehrdeutigkeit der typenübergreifenden Ausdrücke entwickelte. – Quines standardized theory of types gelang es schließlich, noch verbleibende Unzulänglichkeiten der Russell'schen Ausführungen zu beseitigen. – Die Ausführungen des letzten Kapitels, das die Ansätze von Aristoteles und Russell vergleicht, der Sache nach vertieft und im Hinblick auf ein logisch-ontologisches Grundlagenprogramm beträchtlich fortführt, werden von C. mit dem Hinweis abgeschlossen, „daß der gleiche Weg zweimal auf eine übereinstimmende Weise eingeschlagen worden ist, was eine gewisse Garantie für seine Richtigkeit sein kann“ (416).

2. Das Werk des Autors liefert einen nur schwerlich entkräftbaren, mit ausgezeichneten historischen und sachlichen Kenntnissen geführten Beweis für die Parallelität der Entwicklungen von Platon bis Aristoteles und in der modernen Grundlagenforschung. Aus diesem Grunde wird man auch dann, wenn man die sich in den beiden letzten Teilen herauskristallisierende Sachposition C.s nicht teilt, der Arbeit ihren hohen informativ-historischen Wert kaum absprechen können. Diese Beurteilung wird nicht durch kleine Beanstandungen außer Kraft gesetzt. So könnte man etwa fragen, ob in der Fregedarstellung die Sinndimension hinreichend berücksichtigt ist, ob die Unterscheidung Carnaps zwischen internen und externen Existenzfragen (vgl. 296) gebührend ausdiskutiert wurde, ob nicht bereits in den Anfangsüberlegungen des Werkes schon all jene Überlegungen und Distinktionen günstigerweise ihren Ort hätten, die die Ausdrücke „Existenz“, „Wirklichkeit“, „Objektivität“ usf. betreffen, ob es zuletzt nicht einer Verwischung der Prägnanz des Ausdrucks „Syntax“ gleichkommt, wenn er mit Termini wie „Begriff“, „Eigenschaft“, „Wahrheitswert“ verknüpft wird (vgl. 94, 402).

Was nun die Sachposition angeht, so wird man von einer mit subtilen formal-logischen Mitteln repräsentierten aristotelisch-scholastischen Philosophie sprechen können. Die grundlegende Unterscheidung zwischen kategorialen und überkategorialen Ausdrücken, die Bewertung des Abstraktionsgeschehens, die Rolle der ersten Substanzen und der faktische Umgang mit den Kategorien dürften diese Einschätzung hinreichend abstützen. Möglichkeit, Sinn und Haltbarkeit einer solchen Position können hier in keiner Weise diskutiert werden. Es seien lediglich einige Anfra-

gen formuliert. (i) Mit Recht stellt C. fest, daß Aristoteles nicht deutlich genug zwischen sprachlichen, ontologischen und logischen Aspekten unterscheidet (vgl. etwa 131). Es muß indes bemerkt werden, daß die Spezifität des Sprachlichen, Logischen und Ontologischen auch bei C. nicht klar herausgearbeitet wird: wie sind die genannten Dimensionen genau zu bestimmen, auf welche Weise sind sie voneinander abzuheben bzw. aufeinander zu beziehen? Ferner: in welcher Dimension bzw. in welchen Dimensionen sind die Kategorien genau anzusiedeln? (ii) Ferner sei der eingefahrenen Unterscheidung zwischen kategorialen und transzendentalen Ausdrücken in Frageform die These entgegengestellt, ob nicht alle Kategorien einen prinzipiell transzendentalen Charakter aufweisen und ob nicht die sogenannten Transzendentalien auch in kategorialer Funktion auftreten können. Zudem: warum wird etwa Sokrates mit den Kategorien „Ding“, „Einzelnes“ („Einzelding“) begriffen, nicht aber mit Bestimmungen wie etwa „Grund“, „Form“, „Teil“ usw.? Hat die übliche Bestimmungsweise mehr als den gesunden Menschenverstand als Begründung anzubieten? (iii) Zuletzt muß darauf bestanden werden, daß die soeben verwendeten Ausdrücke alle *restlos in ihrer Bedeutung* aufgeklärt werden. Dies ist nur dann mit Aussicht auf Erfolg durchführbar, wenn man die kategorialen bzw. die überkategorialen Ausdrücke bzw. deren Bedeutungen zueinander – ohne ontologische Rückgriffe – „an ihnen selbst“ aufklärt, indem man ihre wechselseitige Bezüglichkeit zur Darstellung bringt.

Erst wenn die hier angeschnittenen Probleme eine *restlose* Beantwortung erfahren haben, läßt sich ermitteln, ob durch die Kühlung der Beulen am typentheoretischen Eisbeutel der aristotelisch-scholastische Realismus überlebt, oder ob er zugrunde geht, wenn er seine Krankheiten im Prozeß der einschränkungslosen Selbstexplikation zu kurieren sich anschiekt.

G. Siegart

Scherer, Georg, *Strukturen des Menschen. Grundfragen philosophischer Anthropologie* (Christliche Strukturen in der modernen Welt, 19). 8^o (214 S.) Essen 1976, Ludgerus.

Anthropologie ist eine Fragerichtung, die seit einigen Jahren auch – ja gerade – an den Lehrstätten Heimatrecht erhalten hat, die aus neuscholastischer Tradition kommen. Ein Konsens über die zu behandelnden Themen, die zu befolgende Methode, vor allem den philosophischen Stellenwert dieses Faches ist freilich noch nicht gewonnen; sehr oft ist man sich der grundsätzlichen Problematik dieses Faches noch gar nicht recht bewußt geworden. So ist es nicht weiter verwunderlich, daß es an guten Lehrbüchern für Studenten mangelt. Mit um so größerem Interesse nimmt man das Büchlein von Sch. in die Hand, das diesem Zweck offenbar dienen möchte. Sch. beginnt seine Abhandlung – nach einer Vorüberlegung („Was ist philos. Anthropologie?“ 7–36), auf die wir abschließend eingehen möchten – mit einer Darstellung des Phänomens „Ich“ (37–54 II. Kap.). Dieses schließt in sich ein wissendes Bei-sich-Sein, das zugleich wollende Selbst- und Gegenstandssetzung ist. Das Ich setzt sich – in einer Art von Grundfreiheit – selbst, wobei es jedoch die Möglichkeit und Notwendigkeit dieser Setzung voraussetzt. – Daß Sch. beim Ich ansetzt, hat natürlich Konsequenzen für alles Folgende. Es sei deshalb gestattet, schon hier einige kritische Fragen anzubringen. Sch. führt den Terminus „das Ich“ nicht eigens ein, sondern umschreibt Gehalte, deren Zusammengehörigkeit mit diesem einen Wort bezeichnet werden wird. Diese Gehalte sind teils Gegebenheiten unmittelbarer Erfahrung (wie das Ich-Bewußtsein, das jedes Gegenstandsbewußtsein begleitet), teils Seinsstrukturen, die nur erschlossen werden können (wie das ursprüngliche Bei-sich-Sein, aus dem heraus es überhaupt erst Gegenstände für ein Bewußtsein geben kann). Folglich erscheint das Ich einmal als etwas Konstituiertes, ein andermal als Boden aller Konstitution. Wenn es etwas Konstituiertes, also eine bestimmte Seinsmöglichkeit des Menschen ist, was ist dann sein ontologischer Grund? Diesen selbst vom Ich des Gegenstandsbewußtseins her zu deuten und „das Ich“ zu nennen, scheint mir problematisch; vorsichtiger wäre „Seele“ oder „Dasein“ oder „Subjektivität“ (im weiten Sinne). Ein Mensch, ontologisch durch die Struktur des Daseins konstituiert, kann ja (durch Krankheit) nicht zum Aufbau eines mit sich identischen Ich kommen. Man wird sagen, daß es sich hier um ein „Ich“ in einem anderen Sinne handelt. Gewiß, aber eben diese sprachliche Differenzierung und die Unterscheidung verschiedener methodischer Ebenen ver-